

# Warum ans der Parthie nicht ward.

Deutsch-amerikanische Seite von W. v. Scherbaum.

Freiher von Brante kamte eines Tages in Milwaukee an und fuhr direkt nach dem eleganten Heim des berühmten Wirtbrauers Bischoff, wo schon mancher europäische Aristokrat gastfrei aufgenommen worden war. Selbstverständlich trug der Anführer des Ciel, obwohl er sich insgeheim sagen mußte, daß dies eine bedauerliche Wirtshausbesuche sei, denn in der prächtigen, kleidsamen Uniform der Gesellschaft machte man doch einen viel überwältigenderen Eindruck bei den Damen. Na, er war auch so kein hübscher Kerl, gestand er sich, indem er den dreiten, selbstevidenten Schürzenträger künftigher trauerte und dabei neugierige Blicke auf das ihn fremdartig anmutende Gebilde in den Straßen warf. Denn vor 5 Tagen erst war er in New York gelandet, und auf der langen Eisenbahnfahrt hierher hatte er nur wenig Gelegenheit gehabt, Rank und Leute zu studieren.

Der junge Offizier kam als eingeladener Gast der Familie Bischoff, mit der er letztes Jahr, während sie eine Europareise absolvierte, am Rhein bekannt geworden war und der gegenüber er dann später, als er sie in Berlin wieder traf, den liebenswürdigsten Eindruck geistlich hatte. Und das hatte seine guten Gründe, daß er sich, denn er ersah einmal vor sich, daß die älteste Tochter, ein sehr hübsches Mädchen, mit dem es sich schon verlobte, etwas zu coquetieren; dann aber war die Familie sehr reich und er sehr arm. Beide Tatsachen zusammen standen in einer gewissen Wechselbeziehung, über deren Tragweite er sich in ruhigen Stunden auch schon ganz klar geworden war. Denn Leo von Brante zählte bald 30 und mußte ernstlich an sein Gehtähr denken, wenn schon er davon immer nur biblisch und etwas weagierend als „in den jungen Apfel beißen“ sprach, denn sein Jugendgelebensbegehre ihm eigentlich an gehen. Aber einmal mußte es doch geschehen, das verheiratete er sich nicht. Und die väterlichen Finanzen mit der schlechten und schlechter, seitdem es mit der Landwirtschaft in Deutschland überhaupt bergab ging, und nachdem im Vorjahre noch eine dritte und letzte Hypothek hatte aufgenommen werden müssen auf die Stamngüter am Saatz, um die drückenden Verbindlichkeiten einzulösen, da war auf die Dauer kein Hehl mehr für ihn zu erwidern, als in einer reichen Heirat. Und der „Goldfisch“, den er sich angeln wollte für diesen Zweck, das war ja eben Miß Amy. Das war immer noch besser, dachte er, als eine Aualet vor den Kopf oder etwas schiefgegangene Tochter des Commercialrats Würzburger von der Weidenstraße, die sich beim letzten Colloquium ihm förmlich an den Hals geworfen hatte. Gott, Miß Amy hatte ja etwas verrückte Ideen in manchen Dingen, wie er bemerkt hatte, aber das würde sich bei längerem Aufenthalt in Deutschland schon geben, glaubte er, und im Uebbrigen war sie ganz erträglich — ein „ganz netter Kerl“, wie er sich zum Schluß zu sich bemerkte.

Da hielt der Wagen vor dem Bischoffschen Hause, oben im hügeligen Teile der Stadt, und der dicke Hausherr kam alsbald herausgeschossen, um seinen vornehmen Gast zu begrüßen. Ein den feinsten der Nachbarchauffeurigen verschleierte Augenpaar hinter den Gardinen hervor, um den aristokratischen Besuch, von dessen Ankunft schon im Voraus viel von Miß Amy ihren Freunden erzählt worden war, zu erhaschen. Händchenhüllen kam nun in orthogonaler amerikanischer Manier, bis die schwere goldene Uhrzeit der reichlichen Brauereien ihm wild vor dem runden Bauche tanzte, und dann verstand man im Innern des Hauses, wo die Damen ebenfalls mit großer Herzlichkeit den Gast begrüßten. Die Damen, um es frei heraus zu sagen, wußten sich eigentlich vor innerer Freude kaum zu fassen, denn sie wußten, welchen Nimbus ihnen fürder der Besuch des jungen stattlichen Aristokraten in gesellschaftlichen Kreisen verleihen würde. So freuten sie sich auch schon auf das große Diner, das dem Gast zu Ehren am Donnerstag Abend gegeben werden sollte und zu dem die ausserlebens Person aus ihrem großen Ciel von Freunden und Bekannten geladen waren.

Am Abend der Lieutenant verkehrte sofort mit einer gewissen Wärme der Empfindung unter einander, denn ihr waren ja die Pläne des Freiers ebenso wenig ein Geheimnis geblieben, wie ihren Eltern, und sie mochte den jungen Offizier ganz gern, wenn schon ihre Ansichten mit den seinen in manchen Punkten durchaus nicht übereinstimmten. In der Uniform hatte sie ihn sogar unwiderstehlich gefunden, aber auch in seinem „schneidigen“ Civil, aus dem Axtel ein der theuersten und exklusivsten Schneider in Berlin hervorgegangen, fand sie ihn nett. So wurden denn die ersten zwei Tage nach der Ankunft des jungen Barons von der gekamnten Familie Bischoff in einem wohligen Gefühl des höchsten Wohlgegens verbracht, und Spazierfahrten und Wite in die herrliche Umgebung waren bei dem prächtigen Wetter dazu angethan, diesen angenehmen Zustand noch intensiver zu gestalten. Bei einer Segelpartie auf dem See erwiderte sich Leo von Brante auch als tüchtiger Sportsmann, was Miß Amy ganz speziell imponierte.

Die Vorbereitungen für das große Diner am Abend waren nun endlich beendet, und Amy's dicke Mama thymete wieder auf, denn sie hatte bis dahin ein leichtes Mißtrauen in ihre eigenen Fähigkeiten, dies Alles richtig zu arrangieren, doch nicht unterdrücken können. Aber am Tage zuvor war das neue Silbergeschloß, das ihr Mann kürzlich durch einen überaus günstigen Gelegenheitskauf erworben hatte, aus New York richtig und rechtzeitig angelangt, und damit fiel der beliebigen Dame ein großer Stein vom Herzen. Und die neue Mühsamkeit, die bei der Verfertigung entstanden war, traf ungeschädelt mit derselben Einbringung ein, und sie stellte sich schon im Voraus den Preis und die Lieberachtung ihrer Gäste vor, wenn sie ihnen nicht bloß einen so statlichen Schwiegermann in spe, sondern auch ein so prächtiges Silbergeschloß und sogar noch eine werthvolle und seltene Mühsammlung vorstellen würde.

Als gute Hausfrau ergabte sie sich besonders an dem neuen Silbergeschloß, in dessen Glanz sie sich förmlich sonnte. Vor Allem imponierte ihr das Wappen darauf — es sah so riesig nobel aus. Und das gedöhte jetzt Alles ist!

Die geladenen Gäste erschienen ausnehmend pünktlich, denn sie brannten darauf, alle diese Herrlichkeiten zu begutachten — und die holde Weiblichkeit unter ihnen war bemüht so insbesondere, das neue Silbergeschloß zu sehen, von dem vorausschicklichen Bräutigam aus der deutschen Armee, von dem sie schon so viel gehört hatte.

Man setzte sich, und ein Chor von bewundernden „Ohs“ und „Ahs“ erschallte gleichgültig. Auch ihnen schien das eingravirte Wappen auf dem Silber ganz besonders zu gefallen, denn sie prüften es mit eingehender Aufmerksamkeit. Sogar der Bräutigam in spe hat dies, aber merkwürdigerweise schien er gar nicht von dem Ergebnis dieser Prüfung befriedigt zu sein. Im Gegentheil — seine Miene verfinsterte sich förmlich, und er sah sein Diner in merkwürdiger Zerknirschtheit. Beim Kaffe, als man sich in das Musikzimmer zurückgezogen hatte, wo Miß Amy mit einem brillanten Straußschen Walzer sofort debutierte, da näherte sich der junge Freiherr der Mama und fragte sie leise und in einem Tone, der Befangenheit verrieth:

„Um Vergebung, gnädige Frau, wenn meine Frage etwas unbedenklichen Klagen sollte, aber darf ich mich erlauben, wobei dieses Silbergeschloß auf Ihrem Tische flammt?“

# Der Halbgoth.

Von Franz Herweg.

In größter Aufregung eilte der Director Rieng in der Menge in den Circus. Er hatte einen unglücklichen Tag. Die Vorstellung war schon bis zur fünften Pöce des Spielplans gegeben, aber das Publikum war doch nicht aus seiner kalten Gleichgültigkeit aufzuräumen; kein Applaus, kein Beifallsgemurmel gab sich kund. Wenn die Premiere nicht so — dann war die ganze Saison verloren!

Brennende Reiten, die auf der Nase des Circus tanzen den Frauenfedern, den gelebten Hund — alle diese Nummern hatte das Publikum schon hundertmal gesehen, zum hundert und ersten Male begegnete es den Darbietungen mit ausgeprochenem Hohn. „Ausfall“ stieg sich vergebens an; seine Wüthe verfehlte die Wirkung; der Kaufmannmann Harrison trachte sich umsonst mit dem Fuß am Ohr — selbst die Gallerie, die sonst diese Unternehmungen mit Jubel aufzunehmen pflegte, zeichnete sich diesmal durch vornehme Reserve aus.

Der Director trat der Anglistin auf die Stirn. Nur eine einzige Hoffnung hatte er, den Vollgüter Brown. Ob aber dieser im Stande sein würde, eine so verdächtige Menge zu befriedigen? Einem Concurrenten hatte er ihn für schweres Geld weggekauft; seitdem hat er den Künstler jedoch immer nur betrunken gesehen. Aber es ist eine alte Praxis: die beknehten Circusmitglieder sind nicht die schlechtesten.

Es folgte im Programm: Brown, der König der Vollgüter, welcher auf einem in den palagonischen Kampas ergreifenden wilden Mustang den Löwenjungen zeigen werde. Kanakaten der Musikantente zeigten die Ankunft des Heiden des Tages an; als hätte ein neuer Kuffstrom die Sitze reihen belebt, wurde das Publikum aufmerkman. Alle Obergänger richteten sich nach dem Eingang — schon im nächsten Moment sprengte auf einem prächtigen Schimmel der König der Vollgüter herein.

Eine prächtige Gestalt, ein Minialdini im Jockey-Jacke! Auf seinem tüchtigen Haupte flammten bläulich-schwarze Locken; aus seinen blühenden Augen sprüht überschäumende Lebenslust, und sein schlanker Körper zeigt eiserne Muskeln.

Seine glatte er plötzlich von seinem Pferde und näherte sich der eisernen Säule in der Mitte der Rotunde. Der Director berührt mit seiner Reithose die Hinterfüße des Schimmels, der mit schwindelnder Schnelligkeit im Kreise reitete. Brown zieht seine breiten Schultern zusammen, wie ein Leopard, der sich zum Sprunge anschickt, und mit einem einzigen rasigen Satz ist er auf dem Rücken des Rosses.

Das Eis war gebrochen! Ein obenbetäubender Beifallssturm erhob sich. Der Vollgüter galoppiert, mit seinen Fußspitzen kaum sein Pferd berührend, mit ausgefallener Frohlaune im Kreise umher, seinen schlanken Körper wiegt er tolet in seinen Schüben, seine Jockey-Weise läßt er hochflattern und seine weißen Eisenbeine zeigt er triumphierend — die Wertpöberung der unglücklichen Kraft und an der Gefahr, den Wohlgefallen findenden Jugendlust.

Der Beifallssturm ward zum Orkan. Director Rieng hätte gern diesen Menschen gefüßt — der Erfolg des Abends und der Saison war gesichert. Der Vollgüter arbeitete, um in der Circussprache zu reden, sicher und sauber. Seiner Produktion, welche die bisher gesehenen weit überfüllten, folgte das Publikum mit immer regerem Interesse.

In einer Loge sah eine auffallend junge und schöne Frau an der Seite eines abgelebten Greises. Es war Graf Zaitan, der gewesene spanische Gesandte, und seine Frau. Ein diffidencit aussehender, spitzelnder junger Mann auf der Gallerie bemerkte: „Sie ist die Tochter eines Bankrotstellers, die ihren Mann nur wegen seines vielten Geldes genommen; er könnte ihr Vater sein. Sie leben sehr unglücklich, die junge Frau beklagt sich immer.“

# Modern.

Von Alfred Naar.

Stanislaus und Hedda waren zwei junge Menschen, die das seltene Glück moderne hatten, völlig im Geiste der Moderne erzogen zu werden. Schon die befreundeten Elternpaare waren ausschließlich dem Geiste des Neuen zugewendet und nach dem frühen Tode der Erzeuger fanden die Verwalter, die die gemeinen Sorgen des Daseins hinausgehoben waren, ihren gemeinsamen Halt in den leitenden Gedanken der neueren Literatur. Beide, der vierundzwanzigjährige Stanislaus und die achtzehnjährige Hedda, lächelten gegen eigentümlich, wenn man von Schiller sprach, und ein großes, tiefes Mitleid besah ihre Herzen, wenn sie einem Menschen begegneten, der Paul Heide war. Deutsche Autoren pflegten sie überhaupt „historisch“ zu nennen, und das Historische, sagte Stanislaus, ist das Demmißig. Das geistige Leben begann für sie bei Björnson, Jöten war die höhere Stufe und Tolstoi die Krönung. So war der Altar der Schöpfung, an dem sie beteten, und ein Gebet anderer Art war ihnen unbekannt geblieben.

In einer stillen Stunde fragte Stanislaus einmal Hedda: „Ob man wohl noch heitert?“ — „Das ist die Frage“, antwortete Hedda. — „Wir wollen fragen“, sagte Stanislaus und bald waren sie einig, sich an die Leiter ihres Lebens zu wenden und sich Mühsamkeit über einen Punkt zu erhitzen, der durch die neueste Literatur noch nicht endgültig erledigt war. Der erste gemeinliche Brief, der die kurze Frage: „Sollen wir heirathen?“ enthielt und dessen Unterfchrift lautete: „Ihre Geistesfinden Stanislaus und Hedda“, wurde an Björnsons Bücherei geschickt. In den acht Tagen, die bis zum Eintreffen der Antwort verließen, ließ Hedda Zeichen der Unzuliebe merken, was Stanislaus als veraltet zu rügen sich nicht enthalten konnte. Ganz konnte er seine Aufregung nicht bemerken, als er der erwähnte Brief mit der norwegischen Marke eingetroffen war und er den folgenden Inhalt seiner Genosin vorlas:

„Meine lieben Kinder! Die Liebe ist das Geheimnis, die Ehe der Verzicht des Geheimnisses. Ein veraltetes Geheimnis ist keines mehr. Prüft Euch ein Jahr, ob Euch das Schweigen der großen Liebe erreichbar ist. Vielleicht bringt Ihr es dann zu Wege, das Geheimnis in die Ehe hinüberzusetzen. Väterlich Euer Björnson.“

„Wie wahr!“ rief Stanislaus aus. „Wie edel!“ sagte Hedda. Und sofort war ein Jahr der Prüfung beschlossen, in dem von der Liebe so wenig die Rede sein sollte wie in einem Mühsamkeit oder wie in einer modernen Volksversammlung. Sie sprachen von Wäcken, vom Phlogographen, vom Verismus und von der Erbsener und auch das mit einer so ausgemachten Verschlossenheit, daß in der Regel die Antwort nicht recht zu der Frage paßte. Von Tag zu Tag wurden sie einander geheimer, und ihr stilles Einverständnis, einander nicht zu verstehen, war so erfolgreich, daß ihre Unterhaltung mitunter aus herben Selbstgesprächen, die einander abließen, bestand. „Ich glaube, Vater Björnson wird zufrieden sein“, sagte Stanislaus am letzten Tage des Jahres und unterdrückte eine Regung von Jähzorn, weil die Sache im letzten Momente nicht zu vertragen. „So schreiben wir gleich heute an Jöten“, sagte Hedda, und sie fügte erklärend hinzu, „auf dem Wege zur Wahrheit darf man keinen Augenblick stille stehen.“

Als die Antwort von Jöten eintraf, war Stanislaus so aufgeregt, daß er beim Öffnen des Briefes das Couvert zerriß; er schämte sich deswegen gewaltig und verzog sich so weit, zu behaupten, daß das Papier ein schlechtes sei. „Blasphemie“, murmelte Hedda, hing aber schon erwartungsvoll an den Lippen des Jugendgenossen, der mit männlicher Fassung den folgenden Brief vorlas:

„Unmündige Kinder, die Ihr an Euch selbst zu denken scheint! Die Ehe ist die Frage der Ungeborenen, fraget nicht, fragt das Gewissen und die Wissenschaft! Wandert zu den Propheten der Naturkunde, deren Tiefblick in das Wunder der Vererbung einbringt. Da werdet Ihr erfahren, was Ihr dürft und was Euch vermagt ist. Ahnungsvoll Euer Jöten.“

„Groß!“ sagte Stanislaus. „Ach umfassend!“ hauchte Hedda, und nach an demselben Tage traten Beide eine Rundreise zu den berühmtesten Aergern der Gegenwart an, auf der sie alle europäischen Metropolen besuchten. Nach Jahresfrist kehrten sie befriedigt zurück. Ihre Zeugnisse waren tabellos. Eine hier „richtige“ Zuerst, die freilich ein Theil dem anderen als unmodern vernies, war über Beide gekommen. Im Fluge landten sie ihren letzten Fragebrief ab, das entscheidende Schreiben an Leo Tolstoi, und ganz unmerklich hatte Einem den Arm um den Nacken des Anderen gelegt, als das Antwortschreiben angelangt war und Stanislaus zu lesen begann.

„Kinder der Genosin, Ihr habt nach Euren Mittheilungen Einiges gethan, um Euch selbst zu beschreiben. Ich vernehme nicht, was Ihr gethan habt, aber ich erlaube mir, argumentieren wir und sind immerhin empört darüber. Unter Stolz bäumt sich auf, er weleitet uns, diesem Menschen mit gleicher Art oder Unart zu begegnen. „Wie du mir, so ich dir.“ Wöthlich, daß sich der andere darüber erobert; möglich auch, daß es nicht bemerkt, im letzten Falle dürfen wir uns sagen: er versteht es nicht! Und damit muß die Sache für uns abgethan sein.“

„Wäre es so! Aber in den meisten Fällen tragen wir eine Unhöflichkeit lange nach, ja, wir verzeihen sie nie mehr und die Bitterkeit laucht immer wieder auf, sobald wir dem anderen begegnen. Und immer wieder zeigen wir ihm aus der Stimmung jener Stunde. Das ist kleinlich, engherzig, das ist selbst eine Unhöflichkeit. Und wie treffen wir auf den Kern der Sache: die Ungezogenheiten anderer sollten uns nie zu gleichen Ungezogenheiten verleiten, denn wir treten dann mit jenem anderen auf die gleiche, niedere Stufe. Thun wir, als ob wir sie nicht bemerkten! Lassen wir uns an einem vernünftigen Blick, einem etwas abgemessenen Ton im weiteren Gespräch und einer gemessenen Zurückhaltung genügen, ohne doch die Grenzen der Höflichkeit zu übertreten, so treiben wir dem Gegner nicht selten die Kräfte der Beschämung in's Gesicht, und er nimmt sich im weiteren Laufe der Unterhaltung sehr zusammen. Vor seinen Ungezogenheiten sind wir sicher. Und ist das nicht der Fall, begegnen wir aus fürderhin einem proben Unverstand, so läßt sich der Umgang auf die eine oder andere Weise unauffällig und allmählig abbrechen.“

# Unhöflichkeiten.

Ein Briefchen, das ich nicht lesen darf.

Wir verstehen es vordemlich, weil wir in der Unhöflichkeit eine Geringschätzung unserer Person sehen. „Gegen andere würde er sich so etwas nicht erlauben“, argumentieren wir und sind immerhin empört darüber. Unter Stolz bäumt sich auf, er weleitet uns, diesem Menschen mit gleicher Art oder Unart zu begegnen. „Wie du mir, so ich dir.“ Wöthlich, daß sich der andere darüber erobert; möglich auch, daß es nicht bemerkt, im letzten Falle dürfen wir uns sagen: er versteht es nicht! Und damit muß die Sache für uns abgethan sein.“

„Wäre es so! Aber in den meisten Fällen tragen wir eine Unhöflichkeit lange nach, ja, wir verzeihen sie nie mehr und die Bitterkeit laucht immer wieder auf, sobald wir dem anderen begegnen. Und immer wieder zeigen wir ihm aus der Stimmung jener Stunde. Das ist kleinlich, engherzig, das ist selbst eine Unhöflichkeit. Und wie treffen wir auf den Kern der Sache: die Ungezogenheiten anderer sollten uns nie zu gleichen Ungezogenheiten verleiten, denn wir treten dann mit jenem anderen auf die gleiche, niedere Stufe. Thun wir, als ob wir sie nicht bemerkten! Lassen wir uns an einem vernünftigen Blick, einem etwas abgemessenen Ton im weiteren Gespräch und einer gemessenen Zurückhaltung genügen, ohne doch die Grenzen der Höflichkeit zu übertreten, so treiben wir dem Gegner nicht selten die Kräfte der Beschämung in's Gesicht, und er nimmt sich im weiteren Laufe der Unterhaltung sehr zusammen. Vor seinen Ungezogenheiten sind wir sicher. Und ist das nicht der Fall, begegnen wir aus fürderhin einem proben Unverstand, so läßt sich der Umgang auf die eine oder andere Weise unauffällig und allmählig abbrechen.“

Erst auf hundert unabhässliche Unhöflichkeiten kommt eine abschließliche, denn in der Unhöflichkeit liegt Wöthheit, und boshafte Menschen verdienen ihre Empfindungen, geben sie selten im Worte preis, sondern warten gleich auf die schlagende Handlung hierzu. Die abschließlichen Unhöflichkeiten, jene, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, entpringen meistens einer mangelhaften Erziehung; einer Erziehung, die nur Buchstabe blieb und nicht durch die Genosin in Fleisch und Blut überging. Oft sind sie auch Gebanenslosigkeit, Oberflächlichkeit, Egoismus, Rücksichtslosigkeit, und wie alle die Unzuliegen unterer haltenden Zeit begegnen. Das Eine heißt gewiß: so lange man die Unhöflichkeiten Anderer nicht ruhig und gelassen, nicht mit weiser Ueberlegenheit und lächelndem Verzeihen hinnimmt, so lange hat man eine able Selbstbeherrschung nicht erreicht. Wie sich auch die anderen zu viel selten, ob unhöflich, ob schmeicheleisch, lasse sich davon innerlich nicht beunruhigen, nicht aus den schönen Grenzen seines Wesens bringen: bleibe die selbst getreut!

Die gewöhnlichen Durchschnittsmenschen sind der Ansicht, daß in dieser Welt noch immer leblich genug getreut wird. Anderer Meinung ist der berühmte englische Novellist Sir Walter Besant, der jetzt einen sehr zu Gunsten der Verallgemeinerung des Krüppeln eingeleitet hat. Zu Ende des 17. Jahrhunderts war es üblich, so erzählt Sir Walter, daß jeder Herr, der einer Dame vorgeliebt wurde, dieselbe ohne Weiteres unarmte. In den Theaterstücken jener Zeit wird fast bei jeder Begegnung zwischen Herren und Damen ein Kuß vorgeschrieben. Ja, sogar wenn eine eifersüchtige Gattin immer etwas allzu lebenslüstigen Gemüths einer jungen Dame vorstellte, forderte diese selbst ihn auf, ja nicht die übliche Höflichkeit zu unterlassen — und der Herr Gemahl läßt es natürlich nicht an Geborham fehlen. Wenn ein Fräulein vom Altar trat, wurde es von der ganzen anwesenden Herrengesellschaft, vom Pfarrer abwärts, abgefaßt. „Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

# Die Renaissance des Krüppeln.

Die gewöhnlichen Durchschnittsmenschen sind der Ansicht, daß in dieser Welt noch immer leblich genug getreut wird. Anderer Meinung ist der berühmte englische Novellist Sir Walter Besant, der jetzt einen sehr zu Gunsten der Verallgemeinerung des Krüppeln eingeleitet hat. Zu Ende des 17. Jahrhunderts war es üblich, so erzählt Sir Walter, daß jeder Herr, der einer Dame vorgeliebt wurde, dieselbe ohne Weiteres unarmte. In den Theaterstücken jener Zeit wird fast bei jeder Begegnung zwischen Herren und Damen ein Kuß vorgeschrieben. Ja, sogar wenn eine eifersüchtige Gattin immer etwas allzu lebenslüstigen Gemüths einer jungen Dame vorstellte, forderte diese selbst ihn auf, ja nicht die übliche Höflichkeit zu unterlassen — und der Herr Gemahl läßt es natürlich nicht an Geborham fehlen. Wenn ein Fräulein vom Altar trat, wurde es von der ganzen anwesenden Herrengesellschaft, vom Pfarrer abwärts, abgefaßt. „Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

„Bann diese schöne Stille ab, ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten. Aber ich bin nicht mehr festzuhalten.“

# Roberts's Examen.

Roberts's Examen.

„Roberts's Examen.“

# Roberts's Examen.

Roberts's Examen.

„Roberts's Examen.“

„Roberts's Examen.“